

Ich wär' so gern drei Vögel

dann könnt' ich mich hinter mir herfliegen sehen

Autobiografie von

Joern J. Bambeck

© Joern J. Bambeck 2012; aktualisiert 2018

Dieses Buch oder Teile von ihm sind urheberrechtlich geschützt. Jedwede Verwertung dieses Werkes außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne schriftliche Genehmigung des Urhebers und Autors nicht erlaubt und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.

Für

Sonja,

der ich so viel verdanke;

für meine Eltern, Elsa und Willy,

die ihren beiden Söhnen so viel ermöglichten;

und meinen Bruder, Dirk Holger,

der es als Nachgeborener

nicht leicht hatte.

INHALT

Einleitung	1
Meine Herkunft	4
Vorfahren mütterlicherseits	4
Vorfahren väterlicherseits	12
Meine Eltern	15
En passant: Über die Relativität von schulischen Benotungen	17
Episoden aus den Jahren von 1942 bis 1962	19
Kindheit	19
En passant: Über kindliche Eifersucht	21
Oberrealschule	27
En passant: Über das Vibrato beim Musizieren	30
En passant: Was ist aus ihnen geworden	34
En passant: Zum Abitur	36
Nach dem Abitur	37
Vom Reimen bis Musizieren	39
En passant: Talentiertsein und Genialsein sind zwei Paar Stiefel	39
Gedichte und Co.	40
Bilder und Zeichnungen	44
Skulpturen	45

Musikinstrumente	46
En passant: Die Bürde, der jüngerer Bruder zu sein	47
Mein Bruder	49
Zeit bei der Bundeswehr (1962 bis 1964)	52
En passant: Zur Grundausbildung	52
Studienzeit (1964 bis 1969)	66
En passant: Psychologiestudium und Studium allgemein	66
En passant: Warum es keine Plagiate in meiner Dissertation gibt	78
En passant: Weitere Persönlichkeits-Eigenschaften von mir	79
Ausbildung zum Verhaltenstherapeuten (1969, 1970)	81
En passant: Was Experten zu sagen haben	81
En passant: Der Unterschied von Neurose und Psychose	83
En passant: Das Problem jeder bezahlten Psychotherapie	87
En passant: Meine Eltern und ich im Nazideutschland	90
Science Fiction, Populärwissenschaft, Biorhythmus	97
Science-Fiction-Storys	97
Populärwissenschaftliche Artikel	107
Biorhythmus	111
En passant: Sind Biorhythmiker Scharlatane oder nicht?	114

Bereich: Psychotherapie	115
Beginn und Gründung unseres Instituts	115
Über Kindererziehung	116
En passant: Das „Cholera-Bakteriendenken“	119
En passant: Der falsche Gebrauch von Normen	122
En passant: Warum ich wohl kein guter Vater geworden wäre	133
Anfängliche Projekte neben der Praxistätigkeit	135
Lehraufträge, Habilitationsabbruch und ein Flop	136
Über „Delegieren“ im therapeutischen Kontext	141
Mein Werdegang als Psychotherapeut in Zahlen	143
Verhaltenstherapie – die Quadratur des Kreises?	144
Der Bankräuber und das Brett auf der Badewanne	151
En passant: Impotenz bei Männern	153
Bereich: Managementtraining und darüber hinaus	160
Managementtrainings: Ein Überblick	160
Besonderheiten meiner Seminare	162
Nonverbale Kommunikation	166
Blickkontakt, eingebettet in das Thema Wertschätzung	178
Wertschätzung	180
Selbstachtung vor Fremdachtung	186
„Autorität haben“ und „Autorität sein“	192
VW-Technik	194
Stoßdämpfer-Techniken	209
Bezugssysteme	222

En passant: Eine sicher gewonnene Wette und ein Experiment	226
En passant: Sexismus	231
Hypothesen prüfen	237
V.I.E.R.-Methode	239
BK-Test	241
Die HYPO wird zur HVB und die „Bayer. EliteAkademie“	244
En passant: Meine Elite-Akademie-Illusion und Viktor E. Frankl	249
Karl R. Poppers Brief und meine erworbene Weltsicht	251
En passant: Von meiner Erkenntnistheorie, Welt- und Ethiksicht	256
Psychologische Artikel und Sachbücher	268
En passant: Zum Titel der Autobiografie	272
Bereich: Persönlichkeitsanalyse und darüber hinaus	279
Phase 1 (1982 - 1992)	279
En passant: Die Souveränität von Brengelmann und Eysenck	281
Phase 2 (1992 - 1997)	284
En passant: Die „Big 5“	285
En passant: Eysenck „ungeschminkt“ und darüber hinaus	289
En passant: Nicht alle wollen berühmt sein	293
Phase 3 (1997 - 2011/2014)	295
En passant: Realitätsstatus von Persönlichkeits-Eigenschaften	295
En passant: Welche Partner passen zusammen und welche nicht	296
En passant: Zu meiner Persönlichkeits-Struktur	301
En passant: Zur Präzision meiner jüngsten P-Instrumente	303

Ausklang	305
Nachtrag: Ab 2011	308
Mein Herz	308
Weitere Bücher	309
Theaterstücke	314
Besuch bei Mitja und Janni	334
Quellen	336
ANHANG	341
Personen	342
Zeichnungen	353
Skulpturen	355
Das Steinrad im Kharnabhar	357
Das Brett auf der Badewanne	358
Einige meiner ersten Gedichte	359

Einleitung

Man schreibt eine Autobiografie, weil man sich oder sein Werk für wichtig hält, oder weil andere, insbesondere Verlage, dazu raten oder gar drängen; oder man schreibt sie, um sich mit seinem Leben auseinanderzusetzen, um sie seinen Kindern oder Enkeln zu hinterlassen (da diese meist erst nach dem Lebensweg der Eltern oder Großeltern fragen, wenn diese verstorben sind), oder aus anderen Gründen.

Ich schrieb sie, weil einige Personen, die vor allem meine jüngsten Persönlichkeits-Instrumente kennen lernten, auch den Entwickler dieser Instrumente kennen lernen wollten. Ich bleibe jedoch lieber im Hintergrund und kann auf diese Autobiografie quasi als Trost für mein Bedürfnis verweisen.

Bei manchen ist dieses Interesse sicherlich klein, sie wollen „Näheres“ im Sinne von „ein (klein) wenig“ erfahren, bei anderen ist es womöglich größer. Um diesem Kontinuum an Interesse entgegenzukommen, habe ich keine Autobiografie von 600 und mehr Seiten geschrieben, da ich annehme, dass jemand – noch dazu in unserer schnelllebigen Zeit – nicht alles Mögliche über den Entwickler von Persönlichkeits-Instrumenten erfahren möchte, und die Autobiografie außerdem mit vielen Einsichten, anwendbaren Techniken und anderem Nützlichem für manchen Leser gespickt.

Ein größeres Problem autobiografischer Beschreibungen ist deren Subjektivität. Um sie zu reduzieren, zitiere ich, wo immer möglich, in *kursiver* Schrift, Aussagen anderer über mich und nicht meine Erinnerung über deren Aussagen; und ich zitiere mich selbst, wo dies möglich ist, da viele Erinnerungen nachweislich um so verfälschter sind, je häufiger sie erinnert werden (und womöglich auch je weiter sie zurück liegen).

In anderer Schriftart habe ich zudem als „**En passant**“ Metagedanken, Gedanken über oder zu den geschilderten Episoden, eingefügt.

Ein weiteres Problem ist die Auswahl der beschriebenen Erinnerungen. Hierzu bin ich dem Prinzip gefolgt, insbesondere jene der bewusst zugänglichen Erinnerungen auszuwählen, die vor allem meine (öffentliche

aber auch private) Persönlichkeit sowie meine beruflichen Tätigkeiten nach eigenem Ermessen am besten beleuchten.

Episoden jedoch, die meine Partnerschaften oder gar mein Liebesleben betreffen, wurden so gut wie nicht erwähnt, da ich – neben anderen Aspekten – insbesondere die Überzeugung hege, dass man Partnern (egal welchen Geschlechts) oder gar seinem Liebesleben in der Selbstbeschreibung aus den verschiedensten Gründen nur sehr selten gerecht wird (wobei natürlich mein Anspruch vielen oder manchen zu hoch oder gar falsch erscheinen mag).

In diesem Zusammenhang heißt es auch in einem Buch von mir:

„Ein erklärtes Ziel dieses Buches ist es, nicht nur Ihre Selbstkenntnis, sondern auch Ihre Menschenkenntnis zu fördern. Durch das bisher Gelesene und Erarbeitete hat neben Ihrer Selbstkenntnis auch Ihre Menschenkenntnis einen deutlichen Zuwachs erfahren. Vor allem in dem Maße, wie Sie sich mit dem vorgestellten Persönlichkeits-Modell, den Beschreibungen der Haupt-, Unter- und Zusatzfaktoren sowie den Qualitätsindikatoren und Ihren eigenen Test-Ergebnissen beschäftigt haben, wuchs auch Ihre Fähigkeit, andere Menschen (Partner, Kinder, Freunde, Kollegen, Vorgesetzte, Kunden usw.) besser zu erkennen und zu verstehen sowie treffsicherer und differenzierter zu beurteilen.“

Diese Sätze scheinen meine obige Überzeugung zu konterkarieren, aber nur anfänglich, denn weiter heißt es:

„Aber hüten Sie sich davor, die Möglichkeiten Ihrer wachsenden Selbst- und Menschenkenntnis zu überschätzen!

Menschen sind immer für Überraschungen gut!

Nur wer sich bewusst bleibt, dass menschliches Verhalten niemals völlig irrtumsfrei erklärt oder vorhergesagt werden kann, dass situative Umstände großen Einfluss auf das Verhalten haben können und, dass selbst bei noch so guter Menschenkenntnis immer Raum für Fehleinschätzungen bleibt, wird ein guter Menschenkennner werden. Folgendes Wort meines Doktorvaters W. Revers scheint auch hier eine gute Maxime zu sein:

„Wer die Grenzen seiner Möglichkeiten verkennt, erreicht weniger als ihm seine Begrenztheit erlauben würde.“ (2011/2014, Seite 86)

Wie kam es zum Titel meiner Autobiografie?

Anfangs schwankte ich zwischen „Mosaik“, das aus Bruchstücken oder besser Episoden eines Lebens entsteht; oder „Kreise schließen“ und „Aus der Not eine Tugend machen“, da sich beides in meinem Leben und Arbeiten oft findet; oder nur „?!“, da mir diese beiden Zeichen womöglich als ein geeignetes Symbol für (m)eine Person erschien; oder dem Gegenteil der Ansicht, die inzwischen den Status einer „Volksweisheit“ bekommen hat: „Ein Bild sagt mehr als 1000 Worte“. Oft scheint diese Behauptung nur im Kern berechtigt bzw. eine gewisse Berechtigung zu haben, da ein Satz in der Regel wohl (weit) weniger als 1000 Bilder besagt. Noch nie habe ich jedoch gehört oder gelesen, dass auch sein Gegenteil stimmt (und nicht nur eine gewisse Berechtigung hat): „Ein Wort sagt mehr als 1000 Bilder“. Nehmen wir z.B. einen Dirigenten, der ein ausgezeichnetes Können besitzt. Welche Bilder und vor allem, wie viele Bilder müsste man von ihm zeigen, um seine ausgezeichnete Kunst auszudrücken und, rhetorisch gefragt, könnte man es überhaupt in Bildern ausdrücken? Natürlich könnten weder ein Bild, noch 1000, 10000 oder mehr Bilder sein Können ausdrücken. Ein einziges Wort wie „überragend“ hingegen würde es treffend und trefflich beschreiben. Dann fand ich schließlich eine verkürzte Version des oben bereits zitierten Satzes meines Doktorvaters, der zur Leitschnur meines Lebens wurde, am passendsten (z.B. „Seine Grenzen erkennen“).

Letztlich entschied ich mich dennoch für einen anderen, humorvollen Titel (den ich schon für ein früheres Buch – zum Entsetzen des damaligen Verlages – vorgeschlagen hatte, aber davon später).

Nach all dem Gesagten bleibt allerdings die Tatsache bestehen, dass es sich bei Erinnerungen, trotz Überprüfungen und Absicherungen, letztlich um mehr oder weniger subjektiv ausgewählte und verzerrte Phänomene handelt. Dennoch hoffe ich, dass meine Autobiografie die eine oder den anderen unterhält, und manche ihrer Inhalte zu interessieren vermögen, die keineswegs nur Erinnerungen, sondern auch kreative Denk- sowie Verhaltenstechniken und anderes mehr umfassen.

Meine Herkunft

Als ich 19 Jahre alt war, gab uns der Deutschlehrer einen Hausaufsatz mit dem Thema „Meine Heimat – Meine Ahnen“ auf. Dieser Aufsatz wurde, im Gegensatz zu vielem anderen, von mir aufgehoben und viele Jahre später wiederentdeckt. Ich weiß noch einiges von dem, was ich anlässlich dieser Aufgabe alles unternommen als auch recherchiert und meine Eltern gefragt habe.

Ihn heute, nach 50 Jahren, wieder zu lesen, ruft ein zwiespältiges Gefühl hervor. Einerseits Freude – z.B. über Episoden meiner Vorfahren, die inzwischen dem Vergessen anheim gefallen wären; und andererseits Unzufriedenheit – z.B. über den Fokus auf die männlichen Protagonisten. Später gelang es mir, wenn auch nicht alle Ehepartnerinnen (damals gab es meist nur diese legitimierte Verbindung zwischen zwei sich in der Regel liebenden Menschen) so doch einige ausfindig zu machen.

Im Folgenden nun dieser Hausaufsatz vom 16. Januar 1961:

Vorfahren mütterlicherseits

„Nichts ist flüchtiger als der Hufschlag des dahinstürmenden Rosses, und rasch sind im Sande die Spuren verweht. Mit dem Ross entflieht unsern Blicken aber auch das kühne Reiterbild, ein Augenblick blendender Wirkung, und dann verblasst die Erscheinung und entschwindet im Dunkel der Vergangenheit.“

Alwill Raeder schrieb diese Worte vor sechs Jahrzehnten, Anfang des 20. Jahrhunderts, in seiner Denkschrift anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens des Zirkus' Renz, der 1902 jedoch nur einer von vielen war. Sein Ruhm ist verblasst und in Vergessenheit geraten. Dies ist das Schicksal eines jeden, und der Geschichte des Zirkus' überhaupt.

Die Geschichte meiner Ahnen musste zwangsläufig auch die des Zirkus' sein; denn unzertrennlich sind mit dem Namen ALTHOFF die Lebenswege vieler anderer berühmter Artistengeschlechter verbunden. Angaben zu meinem Vorfahren aus den Archiven von Jülich, Aachen, Köln, Heidel-

berg, Berlin, und insbesondere Nürnberg sowie des dortigen Germanischen Museums reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück. So berichten uns die Nürnberger Ratsurteile des Jahres 1505 von einem Seiltänzer aus dem Jülicher Land. Unter anderem soll er auf dem Seil im vollen Harnisch und mit hölzernen Kugeln unter den Füßen getanzt haben und gesprungen sein.

1649 zogen die Fürsten und Generäle des 30-jährigen Krieges nach dem Friedensschluss in Münster nach Nürnberg, wo die letzten Verhandlungen abgeschlossen werden sollten. Wiederum in den Nürnberger Ratsurteilen finden wir interessante Einzelheiten von diesem Friedensfest; dort heißt es wörtlich: ‚Da arbeiteten die Aldenhovener Seiltänzer auf dem dicken Hanfseil genau so gut wie auf dem Schlappdraht ...‘. Damit ist erwiesen, dass die Familie der Aldenhoven, Althofen, ALTHOFFs, die anfänglich in den warmen Monaten das Land mit einem Wohnwagen und – wenn das Geld reichte – einem Tanzbären bereisten, wahrscheinlich das älteste deutsche Artistengeschlecht ist. Die Kolters tauchen erst 1753 auf, die Seiltänzerfamilie Knie sogar erst 1784. Der Stammvater der Kunstreitergenealogie Baptiste Loisset kam 1793 zur Welt, und selbst die Astleys, Englands größte Zirkusfamilie, ist nur bis ins 18. Jahrhundert zurückzuverfolgen.

Die Aldenhovener und späteren ALTHOFFs stammen aus dem Rheinland, aus Freialdenhoven – das heute ein Teil von Aldenhoven bei Jülich ist –, einem Dorf, ungefähr auf halbem Weg zwischen Köln und Aachen.

1660 hat man angeblich in Freialdenhoven ein Findelkind gefunden, das man den Namen Michal ALDENHOVEN gab. 1691 soll Johannes (Pierre-Jacques) ALDENHOVEN geboren sein (verheiratet mit Susanne Alsten).

Der erste Althoff von dem ich Näheres weiß, ist Franz oder Franziskus ALDENHOVEN. Er wurde 1732 geboren, war Pferdedresseur sowie Seiltänzer und starb 1788.

Sein Sohn Jakob (1763-1836), der sich bereits ALTHOFF nannte, wurde ein großer Pionier des deutschen Zirkus'. Er gründete um 1790 die ‚Arena ALTHOFF‘ und reiste um die Wende des 19. Jahrhunderts durch ganz Deutschland. Bald konnte er seine spanischen und englischen Kollegen

überrunden. Bereits 1803 ging dieser deutsche Zirkusprinzipal nach Frankreich. Dort gastierte er nicht nur in der Provinz mit großem Erfolg, sondern auch in Paris und kehrte erst drei Jahre später mit voll gefülltem Säckel zurück. Viel wertvoller für sein Heimatland wurde jedoch die reiche Erfahrung, die er sich auf seinen ausgedehnten Fahrten in allen Künsten der zirkensischen Spiele erworben hatte; da in Deutschland die Zirkuskunst noch in den Kinderschuhen steckte.

Wilhelm (geboren 1807) und Ferdinand ALTHOFF setzten das von ihrem Vater begonnene Werk fort, vergrößerten seinen Zirkus und gaben ihm 1838 den Namen ‚CIRCUS WILHELM ALTHOFF‘. Wilhelm wurde auch der Begründer jener Linie, die zu Pierre ALTHOFF führt, dem Direktor des um die Jahrhundertwende berühmten Zirkus ‚CORTY-ALTHOFF‘. Pierre jonglierte zu Pferde so sicher wie auf der Erde. Als Musikal-Clown und Akrobat war der 18-jährige Artist ebenso ausgezeichnet wie als Reiter und Raubtierdresseur. Er begann bereits 1898 mit einem großen Zelt zu reisen. Pierre gab damit dem deutschen Zirkuswesen eine neue Richtung.

Wilhelms beide Söhne Johann und Friedrich sowie Ferdinands ältester Sohn Anton, wurden beim Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges zu den Fahnen gerufen. Einige Tage später waren aus den drei Althoffs schneidige Husaren des 1. Westfälischen Husarenregiments Nr. 8 geworden. 1864 kam es zum Feldzug gegen Dänemark. Dem Husarenregiment Nr. 8 unter Freiherr von Fürstenberg II. wurden nach dem Krieg vom damaligen König und späteren Kaiser Wilhelm hohe Auszeichnungen zuteil. Am 17. Juni 1866 schritt General Vogel von Falkenstein über die Grenze im Eilmarsch auf Hannover. Lange vor der Infanterie zogen die Paderborner Husaren, unter ihnen unsere drei Althoffs, in Hannover ein und vereinigten sich am 19. Juni mit General Manteuffel. Anton Althoff wurde in seinem Regiment nur ‚Manteuffelchen‘ genannt, wegen seiner frappierenden Ähnlichkeit mit dem großen General. Dieser wusste um die Existenz seines Doppelgängers und hatte viel Spaß daran. Er benützte auch jede Gelegenheit, um mit ‚Manteuffelchen‘ zu sprechen. Kurz vor seinem Tode besuchte er noch einmal Anton Althoff, der sich nach dem Kriege einen kleinen Zirkus wieder aufgebaut hatte. Es gab ein freudiges

Wiedersehen, und noch heute bewahrt diese Linie der Familie Althoff ein altes, abgenutztes Zigarettenetui auf, das der General damals seinem Freund und Doppelgänger schenkte.

Eine der schönsten Erinnerungen knüpfte sich wohl für die drei eingezogenen Althoffs an das Stiftungsfest anlässlich des 50-jährigen Bestehens des Regimentes Nr. 8. Es waren der Fürst von Schaumburg-Lippe, der General von Falkenstein, Generalleutnant Prinz Phillip von Croy, der Oberpräsident der Provinz Schleswig von Schleinitz, der General Knobelsdorf und noch viele andere hohe Persönlichkeiten geladen. Der Leutnant Stumm schlug seinem Kommandeur vor, als Höhepunkt des Festes eine Zirkusvorstellung zu veranstalten. Um seinen Vorschlag zu rechtfertigen, meinte er: ‚Wir haben drei Althoffs im Regiment‘. Als der Kommandeur wissen wollte, was das für Leute seien, antwortete der Leutnant: ‚Ein Althoff ist ein guter Artist, zwei von ihnen geben eine erstklassige Nummer ab; alle drei zusammen aber bedeuten soviel wie ein ganzer Zirkus‘. Vier Wochen hatten die drei Zeit, um noch einige Husaren als halbwegs brauchbare Artisten auszubilden. Die Vorstellung wurde ein großer Erfolg. Johann, Wilhelm und Anton arbeiteten als Kunstreiter, liefen Drahtseil, traten als Musikal-Clowns, Akrobaten sowie Jongleure auf und zeigten außerdem noch allerhand verblüffende Zauberkunststücke. Als jedoch der Krieg vorbei war, kehrten die drei Althoffs mittellos in ihre Heimat zurück.

Anton ALTHOFF war der letzte deutsche Flussläufer gewesen. Er ist über fast alle kleineren und größeren deutschen Flüsse auf dem Seil gelaufen. Viele Anekdoten ranken sich um sein abenteuerliches Leben. Er starb ebenfalls im Alter von 56 Jahren im Jahre 1898.

Anders erging es Johann ALTHOFF, der 1830 zur Welt kam. Er übernahm den Zirkus seines Vaters und machte nach harter Arbeit 1854 den damals bereits bekannten Zirkus ‚CIRCUS WILHELM ALTHOFF‘ berühmt, der außer in Deutschland auch in Belgien, Holland und Frankreich großen Erfolg erzielte. Johann starb 1892 in Darmstadt im 62. Lebensjahr.

Von seinem Sohn Wilhelm ALTHOFF, der ebenfalls 1854 geboren wurde, weiß ich leider nur, dass er mit Sophie Mehlich, die 4 Jahre früher gebo-

ren wurde, verheiratet war und zwei Söhne hatte. Der älteste wurde gleichfalls Wilhelm genannt, der jüngere – diesmal nicht Johann sondern – Jean Baptiste. Der Erstgeborene übernahm den Zirkus seines Vaters und leitete ihn bis zu seinem Tod im Jahr 1934.

Jean-Baptiste ALTHOFF, mein Großvater mütterlicherseits, wurde 1881 in Bessingen bei Darmstadt geboren. Mit vier Jahre schon lernte er Geige spielen. Mit zehn meisterte er bereits das Cello, spielte passabel auch Trompete, Fagott, Xylophon, Bandonion und schlug ein gutes Schlagzeug. In diesem Alter trat er im Zirkus seines Vaters als Musikal-Clown sowie als akrobatischer Tänzer auf und arbeitete außerdem auf dem Sprungseil. Nebenbei lernte er noch reiten und war als 20-jähriger einer der besten Kunstreiter Deutschlands. Er ritt hohe Schule, war Voltigeur, Cowboy- und Kosakenreiter und vieles andere mehr. Jean Baptiste arbeitete während der ganzen Vorstellung; denn war eine seiner Nummern fertig, saß er schon wieder in der Kapelle und gab Soloeinlagen. Eines Abends fiel der Chef einer bekannten Kosakenreitertruppe aus, weil er sich kurz vor dem Auftritt den Arm gebrochen hatte. Jean Baptiste musste einspringen, und obwohl er die Truppe nur einmal arbeiten gesehen hatte, verlief die Nummer ohne jeglichen Zwischenfall. Als 18-jähriger spielte er in einer ungarischen Zigeunerkapelle einmal aushilfsweise mit. Die Zigeuner bestaunten seine Spielkunst und nahmen nur schweren Herzens Abschied von ihm, als er wieder zum Zirkus ging. Die Angebote von anderen Zirkussen häuften sich immer mehr. Aber erst mit 27 Jahren machte er sich selbständig und hatte sich bald auch im Ausland einen großen Namen erworben. 1909, ein Jahr später, lernte er in Alsenborn das Geschwisterpaar Elsa und Catharina Alexandrine Moulier (beziehungsweise Käthchen Müller) kennen.

Ich muss hier unbedingt einige Worte über Alsenborn, einem kleinen Ort bei Kaiserlautern, verlieren. Die Althoffs und auch andere Artisten begannen um 1870 ihr Winterquartier in Alsenborn aufzuschlagen. Den ganzen Winter hindurch wurde trainiert, um neue Tricks sowie ganze Nummern für das kommende Frühjahr einzustudieren. Alle Dorfbewohner strömten ins Winterzelt und bewunderten das harte und stundenlange Training der Artisten. Sie konnten hier hinter den schillernden Zirkusvor-

hang sehen, und erlebten das Erstehen neuer Tricks und Nummern in monatelanger mühseliger Kleinarbeit. Der eine oder andere von ihnen versuchte nun, von sich aus etwas zu lernen, was er den Artisten abschautete. Jedes Jahr kehrte der Zirkus wieder, und jedes Jahr lernten die Alsenborner etwas dazu. Aus manchen von ihnen sind große Artisten geworden. Wurden auch nur einige Alsenborner berühmt, so konnte doch in späteren Jahren jeder kleine Knirps im Dorf Radschlagen, Saltospringen oder gar Seillaufen. Ich glaube nicht, dass es auf der Welt noch einen Ort gab, in dem jeder Bewohner ein kleiner Artist war. Jetzt, da es immer weniger Zirkusse gibt, bleibt nur noch sehr selten einer in Alsenborn im Winterquartier. Die Alsenborner sind wieder biedere Bauersleute geworden und haben ihre Kunststückchen verlernt. Doch als ich im vorigen Jahr 1960 dieses Städtchen besuchte, erzählten mir viele ältere Leute von den glücklichen Zeiten, die sie mit den Artisten verbracht haben, als sie mit ihnen lernten, arbeiteten und ihren Erzählungen lauschten. Gar manchen von den Alsenbornern hatte damals die Sehnsucht nach fernen Ländern und Städten gepackt, und viele sind dann im Frühjahr mit den Artisten fortgezogen.

In diesem Alsenborn lernte, wie bereits gesagt, Jean Baptiste ALTHOFF, Katharina Moulrier – die 1884 geboren wurde – kennen, welche er bald darauf heiratete. Katharina und Elsa waren die Töchter von Gustav Müller (1857 - 1944), der von Beruf Feinmechaniker war. Als guter Turner bildete er seine Töchter als Parterre-Akrobaten aus. Er trat mit ihnen unter der französischen Übersetzung seines Familiennamens als Moulrier in den verschiedensten Zirkussen und Varietés im In- und Ausland auf. Nebenbei trainierte er die Mädchen am Hochreck. Als Katharina 15 Jahre alt war, stand sie zum ersten Mal in der neuen Nummer auf der Bühne. Die Geschwister arbeiteten am dreifachen Reck. Die drei Hochrecks waren in einem Abstand von zwei Metern aufgestellt. Die beiden Mädchen machten unter anderem einen zweifachen Salto vom ersten über das zweite zum dritten Reck mit verbundenen Augen. Elsa und Katharina waren die bekanntesten Artistinnen auf ihrem Gebiet und sind bis heute weder übertroffen noch erreicht worden. Mit diesem Trick errangen sie Goldmedaillen, Urkunden und Plaketten in aller Welt.

Während Jean Baptiste Katharina ehelichte, wurde Elsa mit Paquito Perez getraut. Die Perez, später Perezoff, waren und sind Spaniens größte Jongleurfamilie. Die Enkelin dieses Paares, Lulu Perezoff, ist heute eine weltbekannte Jongleuse und unter anderem mit ihren acht Bällen unerreicht. Als sie 1959 bei uns in Pfarrkirchen zu Besuch war, zeigte sie mir stolz eine Goldmedaille, die ihr der Direktor des Varietés Ronacher in Wien verliehen hat.

1910 erblickte Jean Baptistes Tochter Elisabeth, die alle später nur Elsa nannten, in Kassel das Licht der Welt; und 1914 ihre Schwester Edith, dem Jahr des Beginns des ersten Weltkriegs, in dem auch Jean Baptiste eingezogen wurde. Bald war er Kapellmeister der Militärkapelle. Außerdem fungierte er als Reitlehrer für hohe Offiziere und deren Kinder.

1918 kehrte er schwer krank aus dem Krieg zurück und war 18 Monate bettlägerig. An seinem ganzen Körper traten Lähmungserscheinungen auf. Doch zäh übte er das Gehen, bis er schließlich wieder laufen konnte. Seinen Beruf allerdings konnte er nie mehr ausüben. Die letzten fünf Jahre seines Lebens verbrachte er im Kreis unserer Familie.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft daran, wie er als alter Mann mein Cello ergriff, um mir – immer noch kraftvoll – etwas vorzuspielen. 1956 ist er im Alter von 75 Jahren ganz unvermutet gestorben.

Seine ältere Tochter Elsa ALTHOFF, meine Mutter, trat schon mit vier Jahren in Zirkussen wie Hagenbeck, Sarasani und Krone auf. Eines Abends, die kleine Elsie (später Elsa genannt) war fast mit ihrer Nummer fertig, griff sie mit einer Hand neben die Trapezstange und rutschte mit der anderen ab. Aus 15 Meter Höhe stürzte sie in die Tiefe. Jean Baptiste, ihr Vater, stand unter dem Trapez und passte auf. Als er seine Tochter fallen sah, sprang er blitzschnell zu, kreuzte die Arme, fing den kleinen Körper darin auf und drehte ihn in der Luft so, dass Elsie mit den Beinen zuerst auf den Boden kam. Das Publikum klatschte und hielt diese Bravourleistung für den Abschlusstrick.

Während des ersten Weltkrieges reiste Katharina ALTHOFF, Jean Baptistes Ehefrau, mit ihren Töchtern durch ganz Deutschland. Nach dem Krieg nahmen Elsa und Edith im Apollotheater in Düsseldorf bei der Balletttänzerin Maria Cerino Unterricht und traten dann in allen größeren

Varietés Deutschlands als Balletteusen auf. Sie erhielten unter anderem, Auszeichnungen der Berliner Staatsoper. Als Elsa 17 Jahre alt war, starb ihre Mutter Katharina bereits 1928 im Alter von nur 44 Jahren. Meine Mutter erzählt uns noch heute oft von ihr als von einer herzensguten Frau und Mutter, die alle Kleidchen für ihre Töchter selbst entwarf und schneiderte. Sie erteilte ihnen außerdem Musik- und Sprachenunterricht; denn sie selbst sprach sieben Sprachen fließend. Nach ihrem frühen Tod musste Elsa, den Haushalt für eine vierköpfige Familie führen; denn 1922 war ihr Bruder Johann geboren worden. Johann, den alle nur „Bubi“ nannten, zeigte schon sehr früh sein musikalisches Talent. Er erhielt mit 15 Jahren ein Stipendium für das Berliner Konservatorium. Drei Jahre später wurde er eingezogen und gilt seit der Schlacht von Stalingrad, genau gesagt seit 1942, als vermisst.

Berlin war für Elsa ALTHOFF, meine Mutter, zur neuen Heimat geworden. Ihre alte Heimat, das Zirkuszelt, und die Varietébühnen hatte sie dem Wohlergehen ihrer Familie opfern müssen. 1935 lernte sie als 21-jährige Wilhelm BAMBECK kennen, dem sie übrigens bereits als junges Mädchen begegnet war.“

Zu dieser Zeit arbeitete meine Mutter in einem Berliner Filmtheater als Kassiererin. Als Zirkusartistin von jüngstem Alter an, hatte sie sehr häufig die Schule wechseln müssen und sicherlich auch einige oder viele Schultage versäumt, wenn sie den Standplatz wechselten. Dennoch hatte ihre Schulbildung, durch den Unterricht ihrer Mutter nicht gelitten. In „Rechnen“ jedoch war sie schwach, was sie sehr beschämte, aber schließlich doch meinem Vater gestand, weil eine Kassiererin rechnen können musste. Der übte daraufhin erfolgreich mit ihr, was sie als Kassiererin zunehmend sicherer und selbstbewusster machte.

Viele Jahre später, als das Pfarrkirchner Haus von mir ausgeräumt wurde, fand ich einen Honorarbeleg, der zeigte, dass meine Mutter in eine leitende Position, und wenn ich mich nicht falsch entsinne, sogar zur Geschäftsführerin, aufgestiegen war.

Als Nächstes folgt in diesem relativ ausführlichen Hausaufsatz meine Herkunft väterlicherseits, die ich allerdings nicht soweit zurück verfolgen konnte, wie die meiner Mutter.

Vorfahren väterlicherseits

„Mein Vater, Wilhelm BAMBECK, stammt aus einer alten Bauernfamilie, die im Rheinland, in Essen, einen kleinen Hof besaß. Seine Vorfahren waren Bauern und übten nebenbei noch einen Beruf oder eine Tätigkeit aus, weil der Hof allein die Familie nicht erhalten konnte. Bezüglich seiner Vorfahren konnte ich weniger in Erfahrung bringen, habe aber immerhin Folgendes – zurückreichend bis ins 18. Jahrhundert – gefunden. Väterlicherseits fand ich Heinrich BAMBECK, der 1782 geboren wurde und 1852 starb, der nicht nur Bauer war, sondern auch als Tagelöhner arbeitete und mit Maria Magdalena Küper – die von 1785 bis 1857 lebte – verheiratet war.

Ihr Sohn hieß Philipp BAMBECK, dessen Beruf als Bahnwärter angegeben wurde, und der von 1829 bis 1886 lebte. Er war mit Elisabeth Kellenberg verheiratet, die ebenfalls 1829 geboren wurde und 1908 starb.

Johann BAMBECK, der Sohn von Philipp, wurde 1854 geboren und heiratete Elisabeth Röhlen. Johann, mein Großvater väterlicherseits, war Meister im Bessemer Werk bei der Firma Krupp und erhielt nach 40-jähriger Dienstzeit von Friedrich Krupp persönlich, der sich übrigens sehr um seine Angestellten sorgte, die berühmte goldene Uhr und später noch eine goldene Anstecknadel. Da Johann tagsüber in der Arbeit war, mussten die Kinder, Jupp (von Josef), der Älteste, Willy (von Wilhelm), mein Vater, der 1901 in Essen geboren wurde, und die Jüngste, Zettgen (von Elisabeth), zuhause der Mutter bei der harten Bauernarbeit helfen. Auf einem alten Foto sitze ich als Kleinkind auf dem Schoß meines Großvaters väterlicherseits, an den ich mich leider nicht mehr erinnern kann, und der 1944, im gesegneten Alter von 90 Jahren verstarb.

Schon mit 17 Jahren kam sein Sohn und mein Vater Wilhelm BAMBECK – den man nur Willy nannte – zu seinem Onkel Joseph Braker, einem Bären-dompteur, in die Lehre und reiste mit ihm durch ganz Europa. Braker hatte die Idee der rollschuhlaufenden und radfahrenden Bären. Doch als er mit der Nummer herauskam, hatte auch der Dompteur Fallenberg – dessen Bruder der Bildhauer des großen Eingangstores von Hamburgs Zoo ist – die gleiche Idee verwirklicht.

Eines Tages trafen sich die beiden Rivalen in Amsterdam.

Mit einem 25-Centstück knobelten sie, wer von ihnen nach Amerika reisen sollte. Fallenberg gewann.

Als mein Vater zehn Jahre mit seinem Onkel gearbeitet hatte, vermachte dieser ihm die Bären und trat in den Ruhestand. Das Arbeiten mit Bären, sagt man, ist viel gefährlicher als mit Löwen oder Tigern. Die letzteren sollen ihre Absichten durch ihre Mimik, ihr Knurren und Fauchen verraten. Einmal schlug ein Bär ganz unvermutet meinem Vater mit einem einzigen Schlag, als er mit ihm Ball spielte, ein großes Stück der Milz heraus; was zu einem längeren Krankenhausaufenthalt meines Vaters führte. Er erzählte, dass der Bär, der ihm diese Verletzung zugefügt hatte, nichts mehr fraß seit mein Vater im Krankenhaus war, so dass er den Bär – so bald es ihm möglich war – in einem Rollstuhl besuchte, um ihm selbst das Fressen zu geben. Oft erzählt mein Vater von teils lustigen, teils tragischen Erlebnissen mit diesen braunen Ungetümen, die sich aus den so niedlichen, täppischen ‚Teddybären‘ entwickeln.

Einmal fuhr er auf einem Schiff von Amsterdam nach Utrecht. Die Bärenkäfige waren im Laderaum verstaut; außerdem hatte das Schiff noch Butterfässer und Käserollen geladen. Mein Vater stand gerade an der Reling, als ein Matrose aus dem Laderaum geschossen kam und aus Leibeskräften schrie: ‚Et wilde Beest is buiten!‘ (‚Das wilde Tier ist draußen‘). Unser Papa sprang die Treppe hinunter und erblickte folgendes Bild. Tommy, so hieß der Bär, hatte den Käse gerochen und sich so lange gegen die Käfigwand geworfen, bis sie splitterte. Jetzt saß er gegen die Planken gelehnt, ein Butterfass unter dem rechten Arm, die ganze Schnauze weiß verschmiert und um ihn lagen lauter angefressene Käsestücke. Als nun mein Vater erschien, schaute Tommy ihn treuherzig an, steckte die linke Pfote ins Maul und sah ganz wie ein ungezogenes Kind aus, das beim Naschen ertappt worden ist. Tommy bekam eine milde ‚Strafe‘, nämlich einen Tag nichts zu fressen, und Papa musste den Schaden bezahlen.

1928 wollte mein Vater mit seinen Bären auf der ‚Principessa Mafalda‘, einem italienischen Zweischraubendampfer nach Südamerika fahren. Die Überfahrt jedoch wurde ihm auf diesem Schiff verweigert, weil 500 Spanier mit an Bord genommen werden sollten, und ein spanisches Gesetz es verbietet, dass Raubtiere verladen werden, wenn so viele Passagiere an

Bord sind. Mein Vater musste deshalb die Überfahrt mit der ‚Vigo‘ machen, die elf Tage mehr benötigte. Er ärgerte sich sehr darüber; denn in Südamerika verblieb ihm deshalb keine Zeit, um die Tiere zu akklimatisieren und einzuarbeiten. Fünf Tage nach seiner Abreise erfuhr er auf der Vigo, dass die Principessa Mafalda mit fast allen Passagieren gesunken war.

Gerne erzählt mein Vater auch von der Zeit, als er 1935 in Berchtesgaden war, wo die Außenaufnahmen für den Ganghofer Film ‚Der Klosterjäger‘ gedreht wurden. Kurz zuvor hatte er meine Mutter Elsa ALTHOFF in Berlin kennen gelernt und sie nach Berchtesgaden eingeladen. Er sollte als Double für Paul Richter in einer Szene auftreten, worin der Klosterjäger mit einem Bär kämpft. Die Aufnahmen waren gerade in vollem Gange, als der Bär, den wahrscheinlich das grelle Licht blendete, sich auf meinen Vater stürzte und in seiner Schulter verbiss. Meine Mutter sprang mit einer Eisenstange dazwischen, die sie dem irritierten Bär ins Maul steckte. Als der Regisseur daraufhin wegen der verdorbenen Aufnahmen tobte, erwiderte sie nur: ‚Glauben Sie vielleicht, dass ich Willy von dem Bär auffressen lasse!‘ Alle, der Regisseur, die Statisten und sogar mein Vater, dessen Schulter aufgerissen war, lachten. Aber wohl wenige von ihnen waren sich bewusst, wie tragisch diese Szene hätte enden können.“

Im Herbst 2010 wurde dieser alte Film von 1935 im Fernsehen gezeigt. Ich sah ihn zum ersten Mal und nahm ihn auf. Die Szenen in denen mein Vater Paul Richter doublete schaute ich anschließend Bild für Bild an. Während man bei normaler Projektionsgeschwindigkeit meinen Vater nicht erkennen konnte, ist er ganz deutlich in der Folge der, vor 76 Jahren aufgenommen, Einzelbilder zu erkennen, was mich tief bewegte und berührte. Gefühle, die ich nicht mehr mit meinen inzwischen verstorbenen Eltern teilen konnte (mein Vater ist 1971 und meine Mutter 1995 verstorben).

Meine Eltern

In diesem ausführlichen Hausaufsatz heißt es weiter:

„Bald darauf kehrten meine Eltern nach Berlin zurück, wo mein Vater zwischen den Engagements die Bären weiter trainierte und mit ihnen eine neue Nummer einarbeitete. Ein Bär musste auf ein zweimeterhohes Podium klettern und von dort auf eine Wippe springen. Der Partnerbär, der auf dem anderen Ende der Wippe stand, wurde in die Luft geschleudert, um nach einem Salto rückwärts auf dem Boden zum Stand zu kommen. An diesem Trick arbeitete er viele Jahre und brachte seinen Bären außerdem noch den Handstand sowie viele andere Kunststücke bei. 1939 war die Nummer endlich auftrittsreif und wurde zum ersten Mal in Hamburg, im Varieté Flora, gezeigt. Sie wurde eine Sensation, und seitdem sind viele Ideen meines Vaters kopiert worden; aber Widu, den saltospringenden Bär, hat es nur einmal gegeben. Die Gagen stiegen von Monat zu Monat. Nach Hamburg trat mein Vater in Nürnberg, Braunschweig, Düsseldorf und Prag auf. Als ich gestern in Papas Bilderkasten stöberte, fiel mir ein zerknittertes, eingerissenes Blatt in die Hände. Es war der Vertrag mit dem Prager Varieté Divadlo, wo er in einem Monat 4200 Reichsmark erhielt. Dies war sein letzter Vertrag. Er wollte noch in Moskau gastieren, wo er bereits 1929 aufgetreten war, um dann nach Amerika zu fahren, da er aus dem Land der ‚unbegrenzten Möglichkeiten‘ phantastische Angebote erhalten hatte. Aber es kam anders.

1941 wurde er eingezogen. Ein Jahr später kam ich im März zur Welt und im Dezember folgenden Jahres mein Bruder Dirk. Jegliche Verbindung zwischen meinen Eltern riss jedoch im Jahre des Kriegsendes ab. Meine Mutter blieb bis 1945 im damaligen Markt Rosswald im Sudetenland. Im Februar dieses Jahres musste sie Hals über Kopf nur mit einem Rucksack und uns beiden kleinen Kindern flüchten. Der Verlust des Vermögens, und schlimmer die Ungewissheit um den Gatten, die Angst um die Kinder, das Grauen des Krieges und die immer neuen Sorgen um die Ernährung, Kleidung und Unterkunft belasteten sie zutiefst. Nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit unserem Vater und die Sorge um die Kinder haben sie vorwärts getrieben. Zwei Jahre nach der Flucht fanden wir schließlich in

Pfarrkirchen, einer kleinen Stadt in Niederbayern, eine bleibende Unterkunft in einem feuchten Zimmer. Damit ihre Kinder die bittere Not nicht zu sehr spürten, fuhr sie mehrere Male in der Woche mit einem alten bepackten Fahrrad ‚übers Land‘, um vornehmlich Seife zu verkaufen oder gegen Nahrungsmittel einzutauschen.

Aber auch diese Zeit ging vorüber, und ich erinnere mich noch gut an den 4. Mai 1951. Es war an einem Freitag. Wir hatten gerade Rechnen, als jemand an der Klassentüre klopfte. Die Lehrerin öffnete, wechselte mit meinem Onkel einige Worte und hieß mich dann lächelnd meine Schulsachen zusammenzuräumen. Mein Onkel verriet nur, dass mir eine große Überraschung bevorstünde. Zuhause war alles so feierlich; meine Tante Edith umarmte mich innig, mein Onkel lächelte vielversprechend, und nur meine Mutter hatte verweinte Augen. Sie nahm mich bei der Hand und führte mich ins Zimmer. Auf dem alten Stuhl saß ein müder Mann, der matt lächelte und mich mit seinen blauen Augen tief ansah. Niemand hatte mir gesagt, dass er mein Vater sei, aber ich wusste es trotzdem. Ich flog ihm um den Hals und sagte: ‚Papa, ich bin so froh, dass du da bist.‘

Mein Vater war 1945 in russische Gefangenschaft geraten. 1948 hatte er einen Fluchtversuch unternommen, war aber von der persischen Polizei den Russen wieder ausgeliefert worden. Er sollte daraufhin erschossen werden, wurde aber im letzten Augenblick zu 25 Jahren Zwangsarbeit ‚begnadigt‘. Drei Jahre nach seiner Verurteilung wurde er jedoch plötzlich in ein anderes Schweigelager transportiert und nach einer gründlichen Schulung über die ‚wohlwollenden Ziele des Kommunismus‘ entlassen.

Ihre Heimat und all ihr Hab und Gut hatten meine Eltern durch den Krieg verloren. Doch sie resignierten nicht und begannen, sich eine neue Existenz aufzubauen. Vor acht Jahren (1952) bezogen wir unsere neue Wohnung und eröffneten das städtische Warmbad. Mein Vater machte in München, noch als 54-jähriger, einen Lehrgang mit, um das Diplom als Masseur und medizinischer Bademeister zu erhalten. Außerdem hatten beide Eltern das Diplom für Fußpflege erworben; und neben dem Wannenbad baute sich meine Mutter eine kleine Parfümerie auf.“ (Fotos meiner Eltern sind im ANHANG zu finden; siehe Seite 341 ff.)

En passant: Die Relativität von schulischen Benotungen

Diese lässt sich anhand der Relativität von Deutschnoten und dem zitierten Hausaufsatz sehr gut demonstrieren, dessen Ende lautet:

„Acht Jahre meiner Jugend habe ich nun in unserem neuen Zuhause verlebt. Die Erinnerungen an die voran gegangene Zeit weisen schon viele Lücken auf und die Ereignisse vor meiner Ankunft in Pfarrkirchen hat das Vergessen vollkommen verschluckt. Während meinen Vorfahren das Zirkuszelt, die Manege, der Wohnwagen und die Landstraße die Heimat waren, ist sie mir dieses kleine Kreisstädtchen geworden.

Schaue ich vom Galgenberg – auf dem Anfang des 19. Jahrhundert der letzte Verurteilte gehängt wurde – auf es herab, wie es verträumt zwischen zwei Hügelketten im Rottal eingebettet liegt, als ob es von der übrigen Welt nichts wissen wolle, überkommt mich stets ein Gefühl der Geborgenheit. Aber auch ein anderes, wie ein Zwang, der einem erst richtig bewusst wird, wenn man fort will. Pfarrkirchen ist mir mit seinem Stadtplatz, seiner Allee, dem stillen Stadtweiher, dem roten Turm, seinem ehrwürdigen Gartlberg, auch seinem Galgenberg und vielen anderen liebenswerten Einzelheiten ans Herz gewachsen. Jedoch der Drang des unruhigen Blutes meiner Vorfahren, von Artisten, die alle Welt bereist haben, wächst von Tag zu Tag. Ich werde einmal reisen und fremde Länder kennen lernen. Aber später vielleicht, wenn ich des Wanderns müde bin, wird mich dieses kleine, liebenswerte Städtchen zu sich zurückrufen.“

In dieser damaligen Hausaufgabe, hat mein Deutschlehrer zu Recht oder zu Unrecht meines Erachtens vor allem vieles präzisiert. So änderte er gleich zu Beginn „Denkschrift“ in „Festschrift“ und nach einer Reihe weiterer Präzisierungen (sowie gerechtfertigter Korrekturen) formulierte er meinen letzten Satz folgendermaßen um: „Aber später vielleicht, wenn ich des Wanderns müde *sein werde*, wird mich *vielleicht* dieses kleine, liebenswerte Städtchen *wieder* zu sich zurückrufen“. Ich finde seine „Präzisierung“ nicht nur umständlicher, sondern aufgrund des zweimaligen „vielleicht“ auch schlechter als mein Original. Und wie urteilen Sie?

Seine vielen „Präzisierungen“ verunsicherten mich damals, weil ich einerseits Respekt vor der fachlichen Autorität des Lehrer hatte, und ande-

rerseits meine Formulierungen (zumindest) meist ebenso in Ordnung fand, wie seine, obwohl ich im Fach Deutsch stets nur eine 3 oder 4 im Zeugnis bekommen hatte. Um diesen empfundenen Widerspruch zu überprüfen, freundete ich mich mit der Tochter des Deutschlehrers an, die in Deutsch zu Recht eine 1 vorweisen konnte. Zur Überprüfung bat ich sie, einen anderen als den zitierten Hausaufsatz für mich zu schreiben, was sie schließlich tat. Ich weiß noch, dass ich für den von ihr geschriebenen Hausaufsatz ebenfalls nur eine 3 oder gar eine 4 bekam, was mich als zutiefst ungerecht ärgerte, aber auch tröstete, weil für mich damit die Relativität zumindest von Deutschnoten zum Ausdruck gebracht wurde. Weshalb ich mich später nicht scheute, Gedichte und anderes zu schreiben. Aber davon später.

(Erst jetzt fand ich folgendes Untersuchungsergebnis: *Lehrer geben „den Hausaufgaben, die von einem ‚ausgezeichneten‘ Schüler abgegeben werden, im Durchschnitt bessere Noten als identischen Hausaufgaben, die von einem ‚schwachen‘ Schüler abgegeben werden“.* (Mlodinow 2011, Seite 276))

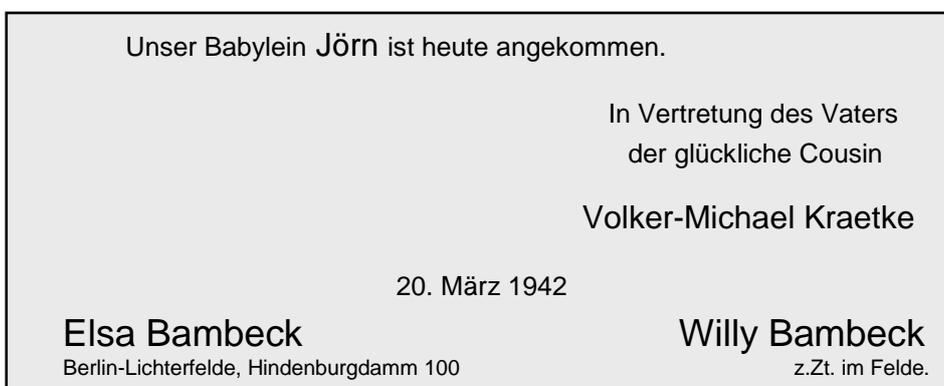
Hier soll abschließend und gerechtigkeitshalber die positive (allerdings mit zu vielen „und“ sowie einigen Fehlern versehene) Beurteilung der Hausaufgabe zitiert werden. Die, meines Erachtens, zwar kompensierend, aber im Gegensatz zu den vielen Eingriffen des Deutschlehrers (vielleicht in Eile oder im Stress) formuliert wurde und, obwohl ich aufgrund seiner vielen Eingriffe (wahrscheinlich nur, oder immerhin) die Note 2- bekam. (Auf einer Notenskala, die damals von 1 (sehr gut), 2 (gut), 3 (befriedigend), 4 (genügend), 5 (mangelhaft) bis 6 (ungenügend) reichte, wobei zwei Fünfer oder eine Sechs im Jahreszeugnis genügten, um sitzen zu bleiben): *„Es verdient ein volles Lob, wie Sie aus Ihren Eltern so viel an Wissenswertem **u.** Schönen (nicht ‚Schönem‘) herausgeholt haben **und** aus dem edlen **und** tapfern (nicht ‚tapferen‘) **u.** schweren Beruf der Artisten **und** Zirkusleute, mit dem Ihre Familie in Vergangenheit **und** Gegenwart verbunden war **u.** ist, **und** in dem Sie sich jetzt schon üben, so lebendig farbige Bilder gegeben haben: Ich hoffe, Sie haben an dieser Arbeit auch stilistisch viel gelernt. Erfreuliche Leistung“* (Hervorhebungen und Einschübe von JJB)

Episoden aus den Jahren von 1942 bis 1962

Kindheit

Mein Vater hatte am 20. April Geburtstag, meine Mutter am 20. Dezember; ich wurde am 20. März 1942 in Berlin geboren und mein Bruder, der ebenfalls am 20. Dezember zur Welt kommen sollte, kam knapp zwei Wochen zu früh.

Beim Ausräumen unseres Pfarrkirchner Hauses fand ich unter anderem auch folgende Geburtstagskarte:



Diese Geburtstagsanzeige ist (aus der Not geboren und) deshalb so kurios, weil mein Cousin, der überdies statt meines Vaters glücklich genannt wurde, 1939 zur Welt kam und noch keine drei Jahre alt war.

Wie sich später herausstellte, hatte sich die Nabelschnur um meinen Hals gelegt, was eine Geburt, trotz Wehen und großer Schmerzen meiner Mutter, verhinderte und meinen Mund öffnete, weshalb ich auch noch viel Fruchtwasser schluckte (jeder Fötus schluckt etwas Fruchtwasser, aber in dem Maß in dem ich es schluckte, war es zu viel).

Als ich schließlich nach 10 Monaten geboren wurde, entschuldigte sich der Arzt bei meiner Mutter, dass er ihr (zumindest anfänglich) nicht geglaubt hatte, dass ihr Kind schon längst das Licht der Welt sehen sollte und musste ihr eröffnen, dass es sehr schnell operiert werden müsse, da es sonst sicher sterben würde, obwohl er ein Gelingen der Operation und damit mein Weiterleben nur mit 50 Prozent veranschlagen konnte.

Meiner Mutter blieb trotz ihrer Nachfragen keine Wahl und so willigte sie schließlich schweren Herzens und voller Angst ein. Es bestand eine hohe Chance, dass ich mein Leben schon zu Beginn beendete, statt dessen zeugt noch heute eine kleine, gut verheilte, aber sichtbare kaum drei Zentimeter große Narbe an meinem Hals von diesem Ereignis.

Wochenlang musste ich in der stereotyp weißen Klinik bleiben, was zu meiner Vermutung führte, dass mein Farbempfinden während dieser sensiblen Zeit zu wenig trainiert wurde, weshalb ich in späteren Jahren leichter Formen als Farben künstlerisch handhaben konnte (siehe Seite 44), was allerdings (auch) zu der Vermutung meiner primär introvertierten Persönlichkeitsstruktur führte (siehe Seite 301 f.).

Meine Mutter besuchte mich ständig, besorgte nach meinem Aufenthalt im Krankenhaus Knochen, ja Knochen, mit dessen Mark sie mich fleißig einrieb. Und sie fuhr mich viel im Kinderwagen durch Straßen und Parks herum, damit ihr Baby frische Luft, Sonne und Kraft tanken konnte. Zu ihrer und zur Freude des Arztes genas und gedieh ich durch ihre Fürsorge prächtig.

In dem Berliner Haus, wohnte auch ein Mädchen, ich meine, sie hieß Frieda. Wenn meine Mutter mit mir im Kinderwagen aus dem Haus ging, begleitete uns gerne dieses Mädchen und fragte, ob auch sie den Kinderwagen schieben dürfte. Schließlich willigte meine Mutter ein, aber nicht ohne mit Argusaugen über ihr Kind zu wachen. Beim Überqueren der Straße warnte sie des Öfteren, wenn sich ein Auto näherte, mit dem Ausruf: „Ein Auto kommt!“ Später, als ich zu sprechen begann, wurde jedoch meine Begleitung von mir mit den Worten gewarnt: „Au komm“. Und noch etwas später, als meine Mutter wieder einmal warnen wollte, korrigierte ich sie: „Nich Auto, Panzer“.

Als mein Vater einmal Urlaub bekam, fuhren wir eines Tages mit der Berliner Straßenbahn. Wie bei Kleinkindern üblich, inspizierte ich sie und fand den Fußknopf, mit dem man ein Läuten auslösen konnte, um unauffmerksame Passanten zu warnen. Lustvoll betätigte ich mehrfach das Alarmsignal. Als meine Mutter herbeieilte, um mich davon abzuhalten, wurde ich ärgerlich und schleuderte ihr ein „Lass mich Ruh!“ entgegen, was alles andere als Erheiterung bei ihr, jedoch bei den Fahrgästen ausge-

löst haben soll. Und obwohl es sich hierbei um eine völlig normale Reaktion eines Kleinkindes handelte, war meine Mutter, als Mutter, anscheinend auch ein wenig stolz auf ihren Sohn.

1943 befand sie sich bereits im damaligen Sudetenland, weil mein Vater, wie auch andere, nach Stalingrad und aufgrund seiner Kriegserfahrungen in der Ukraine, die Niederlage voraussah und meine Mutter inständig bat, Berlin unbedingt, auch gegen ihren Willen zu verlassen, insbesondere, um einer befürchteten Vergewaltigung oder gar dem Tod durch siegreiche Russen zu entgehen.

Am 8. Dezember dieses Jahres erblickte im damaligen Städtchen Olbersdorf mein Bruder Dirk Holger (denn meine Mutter liebte skandinavische Namen) das Licht der Welt, der lieber ebenfalls in Berlin geboren wäre.

Zwei Jahre später, endete – wie bereits erwähnt – die Flucht meiner Mutter und ihrer Kinder (sowie ihrer Schwester und deren Kind) schließlich im niederbayrischen Pfarrkirchen.

En passant: Über kindliche Eifersucht

Nach wissenschaftlicher und laienhafter Erkenntnis hätte ich auf meinen jüngeren Bruder eifersüchtig reagieren müssen, doch weit gefehlt. Wie kann dieses Phänomen erklärt werden? Als Erklärung ist unbewusste Eifersucht meinerseits nahe liegend. Aber auch unbewusste Eifersucht hätte sich in meinem Verhalten zeigen müssen. Doch obwohl ich später mehrfach nachfragte, förderten diese Nachfragen keinerlei Erinnerung an eifersüchtige Reaktionen meinerseits bei meiner Mutter hervor. Eine weitere Erklärung, dass ich frei von jeglicher Eifersucht sei, was überdies ein Zeichen für eine psychische Störung, zumindest für unnormales Verhalten sei, stimmt keineswegs. Tatsache ist, dass ich, zumindest als Erwachsener, wohl weniger eifersüchtig reagierte und reagiere als der Durchschnitt, dass ich aber durchaus keinesfalls frei von Eifersucht bin. Obwohl nicht bewiesen, spricht meines Erachtens – trotz gegensätzlicher Lehrmeinungen – einiges dafür, dass ich tatsächlich nicht eifersüchtig auf meinen jüngeren Bruder war. Sinnvoll scheint es deshalb, danach zu fragen, was meine Mutter getan hat, um diese Eifersucht zu reduzieren oder gar zu verhindern? Soweit ich mich zurückerinnern kann, hat sie,

obwohl ich selbst noch ein Kleinkind war, an mein Verantwortungsgefühl appelliert, und mich schon damals wie auch später stets gebeten, auf den „Kleinen“ aufzupassen, da ich der „Große“ sei. Etwas Einfacheres und dennoch Klügeres hätte sie wohl kaum machen können.

Aber damit nicht genug. Mein Bruder sah vor allem als Kleinkind, aber auch als Jugendlicher und selbst als Erwachsener insbesondere für Frauen sehr attraktiv beziehungsweise „süß“ aus (siehe ANHANG, z.B. Seite 350). Und vor allem aufgrund seines angenehmen Wesens (selbst während der Pubertät, war er viel weniger rebellisch als ich), musste ihn eine Mutter eigentlich bevorzugen. Nicht so unsere Mutter. Sie zeigte zwar offen – und man spürte vor allem als älterer Sohn –, dass sie ihren jüngeren als angenehmer und als problemloser empfand, aber sie bevorzugte ihn nie mir gegenüber und gab uns stets zu verstehen, dass sie ihre beiden Kinder über alles liebte. Liebe, denke ich, kann nicht über Jahre und Jahrzehnte gespielt sein, weshalb ich von ihrer Liebe zu beiden Söhnen überzeugt war und bin. Mehr noch, da mein Bruder nach dem Abitur nach Frankreich und dann in die USA ging, während ich nur noch München zog und viel öfter zuhause war, erhielt ich sogar häufiger Geschenke als er. Und nie entstand der Eindruck, dass meine Mutter eines ihrer Kinder nicht liebte. Ich kann mich irren, aber ich vermute, vor allem durch ihr ehrliches und kluges Verhalten wurde jene sprichwörtliche and ansonsten ubiquitäre Eifersucht bei mir verhindert.

Eine meiner Science-Fiction-Geschichten, „Requiem“, die vor Jahren in einer Anthologie veröffentlicht wurde, enthält auch Erinnerungen an meine Mutter im Pfarrkirchen in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre, und beginnt mit den Worten:

„Unwirklich hing sein Gesicht in der dunklen Scheibe, reglos inmitten schwerer Regentropfen.

Fast unmerklich setzte sich der Zug in Bewegung.

Die vertrauten und dennoch fremdartigen Konturen des Spiegelbildes begannen zu verschwimmen, verloren sich in aufbrechenden Erinnerungen.

Das alte Haus tauchte auf. Plinganserstrasse Nummer 15.